

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 10. April 1832.

43

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß'sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Über die Wahl moderner Gegenstände in der Historienmalerey.

Mit besonderer Rücksicht auf die vom k. k. Gemäldegalleriedirector Herrn Peter Krafft im Saale der Reichskanzley verfertigten Wandgemälde.

Es ist eine sehr allgemein verbreitete, und besonders in dem Munde der sogenannten Kunstkenner gewöhnlich vorkommende Behauptung, daß die Begebenheiten unserer Zeit kein würdiger Gegenstand für die Historienmalerey seyen. — In ästhetischen Werken wird dem Kunstjünger diese Behauptung so oft wiederholt, durch die Hinweisung auf die unerreichten Vorbilder des classischen Alterthums, durch vergleichende Blicke auf die Persönlichkeit unserer Zeitgenossen und deren Verpuppung so einleuchtend gemacht, daß jeder, der den Namen eines Künstlers anspricht, wenn er auch nicht vor dem Ansinnen, einen Moment unserer Zeitgeschichte im edlen Style darzustellen, als vor einem fruchtlosen, wenn nicht gar gewagten Unternehmen zurückbebt, doch gewiß nur mit innerm Widerstreben, und sehnüchtigem Rückblicke nach den Idealen der heiligen und der mythischen Vorzeit an's Werk geht; ja daß vor noch nicht zu langer Zeit selbst ein Portrait, wenn der Maler sich seines Namens nicht unwürdig zeigen wollte, in griechisch oder römisch seyn sollendem Gewande erscheinen mußte.

Wenn auch von Zeit zu Zeit Künstler mit Werken ans Licht traten, welche diese allgemeine Behauptung als baares Vorurtheil darstellten, und Niemand läugnen konnte, daß diese Werke einen Eindruck hervorbrachten, die keine steife Halskrause, keine gepuderte Locke, ja selbst nicht der unästhetische Zopf zu schwächen vermochte: so verwahrten die Kunstkenner sich doch schnell vor einem solchen Eindrucke, von welchem sie sich, so zu sagen, hatten überumpeln lassen, dadurch, daß sie jene Gemälde in die Classe der sogenannten Genremalerey versetzten, und höchstens zuließen, daß die dargestellten Momente im historischen Style aufgefaßt worden seyen.

Ich muß bekennen, daß der Gedanke: unsere Zeit, mit allen ihren großartigen, ungeheuern Ereignissen, sollte nicht würdig und fähig seyn, von der bildenden Kunst erfaßt zu werden, — für mich von jeher etwas ungemein Niedererschlagendes, etwas Widerstrebendes gehabt habe.

Ich konnte mich nicht überreden, daß unsere Sitten, unsere Kleider sich so

weit von allem Begriffe von Schönheit entfernt haben sollten, daß sie zur Darstellung in einem edlen Style gar nicht geeignet wären.

Allerdings verkannte ich nicht, daß Darstellungen, deren Stoffe aus der Gegenwart geschöpft sind, wenn sie den Charakter des Edlen an sich tragen sollen, keineswegs zu den leichten, und mit gewöhnlichen malerischen Ausführmitteln zu lösenden Aufgaben gehören.

Die richtige Darstellung der Handlung, oder eigentlich der charakteristische Ausdruck der handelnden Personen, also der dramatische Theil, und die malerische Ausstattung, sind nach meinem Erachten die beyden Factoren, aus denen der Werth eines historischen Gemäldes gebildet wird. — Der erste Theil, aus einer psychologisch richtigen Auffassung des gewählten Gegenstandes entspringend, stellt sich im Bilde dem Auge des Beschauers nur durch die Zeichnung dar. — Die malerische Ausstattung (wenn ich die auf unabänderlichen, mathematischen Grundlagen beruhende Perspective und Optik ansiehme), also die Wirkung der Farbe, der Massen, des Gegensatzes von Hell und Dunkel, liegt in dem Reiche der Phantasie.

Wenn nun bey einem historischen Gemälde, das einen Moment aus der heiligen Geschichte, oder aus der römischen und griechischen Vorzeit zum Gegenstande hat, der Künstler entweder alten Überlieferungen folgen, oder in der Anordnung seiner Einbildungskraft freyen Spielraum lassen, den menschlichen Körper von allen Zufälligkeiten entkleiden, durch glänzende Carnation blenden, oder durch grandiosen Faltenwurf sich mächtige Reflectoren des Lichtes bilden, ja durch die Kühnheit in der Darstellung noch an Verdienst gewinnen kann: so ist dagegen der Maler, der einen Gegenstand aus der Geschichte unserer Tage zu behandeln sich vorsetzt, in Bezug auf die Ausstattung seines Werkes durch eine Menge von Bedingnissen eingeengt, deren Vernachlässigung leicht nachgewiesen und ihm zum Vorwurfe gemacht wird. — Er ist daher, soll sein Werk nicht als werthlos betrachtet werden, hauptsächlich auf die richtige Behandlung des dramatischen Theils desselben gewiesen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch in dieser Beziehung der Darsteller eines modernen Gegenstandes schwieriger daran sey.

Tugend und Laster, Freude und Schmerz theilen sich wie vor Jahrtausenden in die Herrschaft über das Menschengeschlecht. Allein bey dem gegenwärtigen Zustande der Cultur, und den unlängbaren Fortschritten der Gesittung, hat Tugend und Laster, Freude und Schmerz das scharfe Gepräge, das Plastische verloren, und die Darstellung der Psyche in ihren Wirkungen auf die Form ist eben deshalb jetzt schwieriger geworden, weil diese Wirkung, je höher das Individuum, an welchem sie sich äußern soll, in moralischer Beziehung oder in der bürgerlichen Gesellschaft gestellt ist, weniger durch das Auge als durch das Gemüth aufgefaßt werden kann.

Auf dem Wege also, den der Künstler, aus den Hallen der Akademie tretend, gewöhnlich als den einzig zur Vollkommenheit führenden zu betrachten geneigt ist, wird er nie dahin gelangen, Momente der neuern Geschichte mit Erfolg darzustellen, wenn er die Zeit, in der er lebt, nicht zu verstehen, und selbstständig nach ihrem eigenthümlichen Charakter zu bilden vermag.

Durch Nachahmung, das ist auf der gewöhnlichen Straße der Kunstschulen, kann wohl manuelle Fertigkeit erworben werden, das Tüchtige in der Kunst wurde zu allen Zeiten nur allein durch lebendiges Auffassen erreicht.

Der Künstler soll sich daher der Gegenwart nie entfremden, um bloß im Nachklange der Vergangenheit seine Werke zu bilden; ja ich bin fest überzeugt, der leider nur allzugerechten Klage: der Sinn für die Kunst, wenn diese sich nicht zu dem Alltäglichen herabläßt, verschwinde mehr und mehr — sey darin zu suchen, daß die Künstler in den Wahn geriethen, sich von ihrer Zeit losreißen zu können, und, um das Alltägliche zu vermeiden, nur nöthig zu haben, die Traditionen einer längst versunkenen Zeit, die sie nicht einmal begriffen, auszubenten, einer Zeit, die daher in ihren Werken dem Beschauer leblos und starr entgegentrat.

Als ein höchst erfreuliches Ereigniß für die Historienmalerey mußte ich es demnach ansehen, daß der nunmehrige Director der K. K. Gemädegallerie im Belvedere, Herr Peter Krafft, ein durch seine frühern Leistungen bereits bewährter Künstler, von Sr. Majestät unserm allergnädigsten Monarchen im Jahre 1825 den Auftrag erhalten habe, für den Saal in jenem Theile der K. K. Hofburg, in dem sich ehemals die deutsche Reichskanzley befand, drey große Wandgemälde zu verfertigen, welche Scenen aus der vaterländischen Geschichte darstellen sollten.

Die specielle Wahl der darzustellenden Momente geruhten Ihre Majestät die Kaiserinn sich selbst vorzubehalten.

Es ist nicht der Zweck dieser Zeilen, sich in eine lobpreisende Ergießung über die Wahl der Gegenstände, so wie über die Auffassung und Ausführung dieser Kunstwerke einzulassen. Die öffentliche Stimme, die sich ohnehin durch keine Phrase bestechen läßt, wird darüber urtheilen, ob und in wie weit der Meister bey der Lösung der aus der neuesten Zeit entnommenen Aufgabe den oben angedeuteten Forderungen entsprochen hat. Ich glaube um so weniger in ein Urtheil über diese Gemälde mich einzulassen zu dürfen, als man mich nach demjenigen, was ich über die Behandlung moderner Gegenstände in der Historienmalerey vorauszuschicken mich gedrängt fühlte, für einen nicht unparteyischen Richter ansehen dürfte.

Die Gemälde, von welchen hier die Rede ist, und von welchen jedes 20 Fuß in der Länge und 12 Fuß in der Höhe mißt, sind mit lebensgroßen Figuren auf die Wand gemalt *).

Auf jenem an der Wand des Saales, rechts von dem Eingange, ist der Moment dargestellt, wo unser geliebter Kaiser am 27. November des verhängnißvollen Jahres 1809 unvermuthet zu seinen gebeugten Kindern zurückkehrten, welche im Taumel des Entzückens ihren Vater wiederzusehen, den Heißersehnten auf ihren Händen die Stufen seiner Burg emportragen.

*) Die Manier, in welcher die hier besprochenen Gemälde ausgeführt sind, wurde in der neuesten Zeit zuerst in Paris von Gros bey dem Kuppelgemälde in der Kirche St. Genevieve (Pantheon), angewendet, sie besteht darin, daß die neue Mauer mit heißem Wachs eingelassen, und auf diesem Grunde mit ein wenig Öhl abgerieben und bey dem Gebrauche mit Terpentinspiritus verdünnten Farben gemalt wird.

Das durch den Terpentinegeist aufgelöste Wachs des Grundes verbindet sich mit der Farbe und tritt auf die Oberfläche, wo es einen luftdichten Überzug bildet, der den Firniß entbehrlich macht, und den Vortheil gewährt, daß er nicht wie bey den Öhlgemälden von einem störenden Glanze begleitet, und von ungleich längerer Dauer ist, überdies die Reinigung des Bildes von Schmutz und Lichterdampf mit bloßem Wasser zuläßt.

Vor der gewöhnlichen Öhl- und Frescomalerey hat das erklärte Verfahren überdies den Vorzug, daß es dem Nachdunkeln nicht unterworfen ist, wie die Erstere, und einer ungleich größern Vollendung fähig ist, als die Zweyte, weshalb sie sich zur Ausschmückung von Gemächern vorzüglich eignet.

Mit allem Glanze kaiserlicher Pracht umgeben, sehen wir auf dem Bilde an der Wand dem Eingange gegenüber den sieggekroneten Herrscher am 16. Juny 1814 unter dem Jauchzen der zahllosen Menge, gefolgt von den Prinzen des Erzhauses und dem Führer des Heers, durch den am Kärnthnerthore errichteten Triumphbogen in seine treue Stadt einzuziehen.

Auf dem Gemälde endlich an der den Fenstern entgegengesetzten Wand erneuert sich noch einmal die Wonne des unvergeßlichen 9. April 1826, an welchem der seinen Kindern erhaltene Vater, nach überstandener schwerer Krankheit, an der Seite Seiner treuen kaiserlichen Pflegerinn zum ersten Male wieder, die milde Frühlingsluft athmete, die von den Segenswünschen der Tausend und abermal Tausend erfüllt war, die sich jubelnd um seinen Wagen drängten.

Schönere Tage hat wohl keiner von uns erlebt, und nie hat sich das Volk durch seine Freude so geehrt.

Im freudigsten Dankgeföhle wird also das Herz jedem Österreicher für die herrliche Monarchinn schlagen, welche, indem sie dem Künstler auftrug, die bezeichneten Momente darzustellen, der Bürgertugend Ihrer Unterthanen ein Denkmal errichtete, wie es nie ein schöneres gegeben, ein Denkmal der innigsten Anhänglichkeit und Treue, unwandelbar im Unglücke wie im Glücke, der Liebe für den trefflichsten der Väter, dessen Thron in den Herzen seiner Kinder fest und unerschütterlich begründet ist.

§ * * *

P o g o g r y p h.

(Fünffylbig.)

Nenn' mir den Abgott jenes Helden,
Den Talisman von Philipps Sohn,
Der ihn erhob zum Herrn der Welten,
Ihm unterwarf des Persers Thron;
Der in der Jugend frühem Lenze
Schon sein Idol, sein Traumbild war,
Und ihm des Ruhmes duft'ge Kränze
Geschlungen in sein lockig Haar.

Und diesen Quell fürstlicher Freuden,
Die Hoffnung jeder tapfern Brust,
Find'st du in meinen ersten Beyden,
Die du zu Einer bilden mußt:
Seh' nach der zweyten Sylbe Mitte
Den zweyten Laut der Ersten hin,
Gewähr' mir die bescheid'ne Bitte —
Erräthst du den verborg'nen Sinn.

Willst du jedoch die Müß' nicht scheuen,
Und meiner Laute erstes Paar
Verkehrt an dieses Wörtchen reihen,
Stellt Herrmann sich, der Deutsche, dar,
Als er der letzten Drey Erretter,
Für die er Schild und Lanze trug,
Ein würd'ger Enkel seiner Väter,
Des Römers Legionen schlug.

Wie hoch stand jene Dritt' und Vierte,
Und Letzte in der Musen Günst,
Als sie ein Perikles regierte,
Die Amme jeder schönen Kunst;
Wie heiß entflammt von Hochgefühlen
Für Freyheit, Fürst und Vaterland,
Als man im Thal der Thermopylen
Die Leichen ihrer Söhne fand!

Da wimmerte von feiger Klage
 Nach ird'schem Gut kein blasser Mund,
 Noch mit des Herzens letztem Schlage
 Gab sich das Ganze herrlich kund.
 Nur großen Seelen bin ich eigen,
 Ob Fürstensohn, ob niederer Knecht,
 Im Tode wird er für mich zeugen,
 Wenn's gilt für Bruder, Fürst und Recht.

Beseelt von einem schönen Glauben,
 Vertrauend auf ein göttlich Wort,
 Wer ließ sein Paradies sich rauben,
 Und hoffte auf Vergeltung dort?
 Wer war's, der einst von mir gesungen,
 Dem ich ein Herz vom Herzen riß,
 Der mir den schönsten Sieg errungen,
 Und seinen Himmel von sich stieß?

Franz von Erco.

Correspondenz-Nachrichten.

Mailand, im Februar 1832.

(S c h l u ß.)

Von den übrigen Theatern weiß ich Ihnen gar nichts Merkwürdiges zu sagen; ich habe sie bereits, der Reihe nach, lehthin charakterisirt und sie blieben bis jetzt in dem alten Geleise. Man kann beynahe in jedem einen andern italienischen Dialekt studieren, hier bergamaskisch, da venetianisch, dort mailändisch — der Goethurn des tragischen Ritterstückes allein ist ächt toscanisch und römisch, bis auf das Neapolitanische, das dann und wann dem ersten Helben, oder das Piemontesische, das der ersten Heldinn entwischt. Leid thut es mir, daß uns die Turiner Gesellschaft nunmehr verlassen hat. Sie war so wohl hinsichtlich ihrer Mitglieder, als hinsichtlich ihres Repertoirs die beste, die ich bisher kennen lernte, und ist auch als solche durch ganz Italien berühmt. Noch zu guter Letzt sah ich den „Barbero benefico“ (gutmüthigen Potterer) von Vestri classisch darstellen, und daran reihte sich, gleichsam als Fortsetzung, die Aufführung eines Lustspiels „Goldoni in Parigja“, das ein Mitglied dieser Gesellschaft zum Verfasser hat. Es war dieses eines von den wenigen neuesten italienischen Originallustspielen, die ich kennen lernte, und interessirte mich als solches wirklich ungemein. In der That fand ich auch die Handlung leicht und gefällig erfunden, die Charaktere gut angelegt und ausgeführt, das Interesse erhalten und gesteigert, das Ganze voll dramatischer Wärme und Leben. Goldoni, der bekanntlich seinen „Barbero benefico“ ursprünglich französisch schrieb, kommt mit seiner Familie nach Paris, um ihn dort zur Aufführung zu bringen. Hier macht seine Tochter Bekanntschaft mit dem Sohne eines reichen Banquiers, die sich schnell zu einer wechselseitigen Neigung entwickelt. Gleichzeitig aber hat der Vater auch das Unglück, daß ihm die Tragödie einer ästhetischen Dame, welche sie ihm zur Beurtheilung vorlegt, mißfällt, und daß er ihr dieses Mißfallen offen zu erkennen gibt. Die rachsüchtige Aesthetische intriguirte nun, und es kommt so weit, daß die Zettel, welche die Aufführung des „Barbero benefico“ schon für den nächsten Abend ankündigen, wieder herabgerissen werden. Goldoni erfährt dies in der Gesellschaft jenes reichen Banquiers, wo ihn die Nichte des letztern aufgeführt hat, welche heimlich die Liebe ihres Cousins begünstigt, während der Banquier, der das Geheimniß erfährt, sich entschieden dagegen erklärt, weil er den Goldoni nicht leiden mag. Die persönliche Bekanntschaft mit dem Manne ändert nichts in der Sache, auch nicht der Umstand, daß ein alter Freund des Banquiers, ein Venetianer, sich seines Landsmannes warm annimmt. Dagegen verwandelt die Nachricht von dem Herabreißen der Zettel mit einem Male den alten Franzosen, der es jetzt als eine National- und Ehrensache betrachtet, daß Goldoni's Stück, nachdem er vertrauensvoll als Gast nach Paris gekommen ist, auch aufgeführt werden müsse. Er gibt ihm sein Wort, daß dies geschehen solle, und eilt, sogleich alle Mittel in Bewegung zu setzen, die ihm hiefür zu Gebote stehen. Glücklicherweise erreicht er auch seinen Zweck, und hat die Freude, dem vollständigen Siege Goldoni's beizuwohnen, der mit Beyfallsbezeugungen überschüttet wird. Ja, noch mehr, der Charakter des gutmüthigen Potterers, in welchem er viele Ähnlichkeit mit sich selbst findet, gefällt dem Banquier so, daß er seinem Bespieler zu folgen beschließt und gleich nach der Vorstellung seine Einwilligung zur Verbindung seines Sohnes mit der Tochter Goldoni's gibt, dem letztern

aber eine Bestallung als Lehrer der italienischen Sprache bey den königlichen Prinzessinnen überreicht. — Nicht wahr, dieß ist ein artiger Lustspielstoff, dem sogar eine ganz neue und überraschende Idee zum Grunde liegt, nemlich, uns den schöpfernden Dichter in den Verhältnissen des Lebens vorzuführen, dem er seine Schöpfungen entnimmt! Durch die Güte des Verfassers erhielt ich sein Werk, das noch Manuscript und nur für diese Gesellschaft bestimmt ist, zum Durchlesen, und ich fand es, nachdem ich mich schon von seinem dramatischen Werthe überzeugt hatte, auch hinsichtlich der Sprache und des Dialoges viel werthvoller als die berühmten neuen Komödien des *Nota*, von denen ich Ihnen schon einmal bemerkte, daß sie nur matte Nachahmungen deutscher Originale seyen. Es kommt unter andern in der Conversation auch eine sehr lebendige Beschreibung Venedig's vor, die von so größerm Effecte ist, je mehr sich darin auch die schöne Vaterlandsiebe des Verfassers abspiegelt. Wenn das Stück einmal gedruckt werden sollte, so möchte ich ihm wohl einen guten deutschen Übersetzer wünschen, denn ich bin überzeugt, daß es auf unsern Bühnen viel Glück machen würde.

Auch *Goldoni's* „*Locandiera*“ sah ich, aber von einer andern Unternehmung. Welch ein himmelweiter Unterschied ist doch zwischen diesem kräftigen Original und der deutschen vernetzten Bearbeitung, die wir unter dem Titel „*Mirandolina*“ kennen. Aber freylich muß man dazu auch eine italienische Schauspielerinn als *Locandiera* nehmen, und zwar eine der beweglichsten, die ich noch gesehen habe. Da spricht und spielt jeder Finger mit, und wenn sie ihrem mürrischen Gaste zuzusehen anfängt, so brennt das ganze Publicum, nicht bloß der oben neben ihr. Es war eine allerliebste Coquetterie, und dabey ganz nationell und natürlich, wie man sie bey den gemeinsten Italienerinnen findet, wenn sie sich einmal die Mühe geben wollen, aber sie wollen's selten, und dieß ist es, was sie von den Französinnen unterscheidet. Daß *Bium* übrigens in seiner Bearbeitung den *Marchese* ganz ausgelassen hat, diesen köstlichsten unter allen Charakteren des Lustspiels, der von sich selbst versichert: „*Sono Cavaliere — debeo pagare — pagero! ma — non ho denaro!*“ — dieß kann ich ihm am wenigsten verzeihen.

Genug vom Theater, aber auch überhaupt genug von Allem. Lebe wohl schönes Mailand — es waren manche glückliche Stunden, die ich in deiner Mitte verlebte — möge es mir gelungen seyn, diese meinen Lesern mitgetheilt zu haben, wie ich sie selbst empfand! — Lebe wohl, schönes Mailand!

K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Dienstag, den 3. April, zum ersten Male: „Die Königin von sechzehn Jahren,“ Drama in zwey Aufzügen, nach dem Französischen frey bearbeitet von Theodor Hell.

Die jugendliche Königin *Christina* von Schweden hatte auf einem ihrer einsamen Spaziergänge in dem Garten ihres Lustschlosses einen jungen Menschen, *Friedrich* von *Bury*, der ohne Namen und Rang, bey der Armee sein Glück machen wollte, kennen gelernt, an ihm Wohlgefallen gefunden, und ihn, ohne sich als Monarchinn zu erkennen zu geben, von Grad zu Grad schnell zum Hauptmann befördert. Eine ähnliche Günst war auch, auf seine Empfehlung, seinem Vetter, einem Herrn von *Nörborg*, im Civildienste zu Theil geworden. Der Krieg mit Dänemark nahte sich gerade seinem Ende, und der junge Hauptmann kommt, aus dem Lager des Feldherrn mit den Friedensvorschlägen gesendet, auf dem Lustschlosse der Königin an, wo eben der Minister, *Graf Ranzau*, seine Nichte *Emma* empfangen hat, um sie seiner Gebieterinn vorzustellen, zugleich aber sie mit einem jungen Edelmann von Rang und Vermögen zu verbinden. Allein *Emma's* Herz hatte sich bereits einem andern Gegenstande zugewendet, indem sie in dem Hause ihrer Verwandten, bey der sie bisher gelebt, den jungen *Bury* kennen gelernt und den Bund der Liebe mit ihm geschlossen hat. Sie schlägt daher den Antrag des Oheims mit Bestimmtheit ab, und entdeckt ihm ihre geheime, von dem Geliebten erwiderte Leidenschaft; das unvermuthete Zusammentreffen der Liebenden in dem Vorzimmer der Königin belehrt den Oheim über die seinen Plänen drohende Gefahr und die Nothwendigkeit, den rang- und namenlosen Glücksritter bey Zeiten zu entfernen. Die Königin hat indessen den Friedenbringer mit großer Huld empfangen und mit neuer Beförderung belohnt; dieser aber mit Erstaunen in seiner Monarchinn jene geheimnißvolle Beschützerinn seines Glückes erkannt. *Christine* ergötzt sich an seiner Überraschung, legt ihm aber ein unverbrüchliches Stillschweigen auf, und versichert ihn ihrer stets wachsenden Günst. Der Minister dagegen sucht die Königin zur schleunigen Entfernung des jungen Günstlings zu stimmen, indem er

ihn als den Störer seiner Pläne und seines häuslichen Glücks durch eine unziemliche Neigung zu seiner Nichte verklagt. Christine, anfangs erzürnt über die Treulosigkeit des Freundes, den sie nur von ihrem Wille erfüllt wähnte, verbietet Emma den Hof, und befiehlt ihr, auf dem Lustschlosse bis zu ihrer Vermählung mit dem vom Oheim gewählten und von ihr genehmigten Gemahl zu bleiben; mit dem Hauptmann ist sie jedoch bald versöhnt, da die beyden Liebenden, durch entstellte Berichte, er über die bevorstehende Vermählung Emma's, sie über sein geheimnißvolles Verständniß mit einer unbekanntem Beschüzerin, getäuscht, sich in ihrer Gegenwart von einander lossagen. An dem Arm des nunmehrigen Majors und Hofmarschalls kehrt die Königin zur Hauptstadt zurück. Hier wird sie durch den versammelten Reichsrath, besonders aber von ihrem Minister bestürzt, den Frieden mit Dänemark durch die ihr vorgeschlagene Verbindung mit dem Prinzen jenes Landes zu besiegeln. Sie erklärt ihre bestimmte Abneigung dagegen, und theilt sogar dem Grafen ihren Entschluß mit, nur nach eigener Neigung, und wäre es aus der Mitte ihrer Unterthanen, den Gatten wählen zu wollen. Vergebens sucht der Minister, der ihrer geheimen Neigung schon früher auf die Spur gekommen ist, ihren Willen umzustimmen, und erst da alle Mühe vergeblich ist, greift er zu dem letzten gewagten Mittel. Seine Nichte ist, von Liebe und Sehnsucht getrieben, trotz des Verbotes, zur Hauptstadt und auf das Schloß der Königin gekommen; ihr übergibt er einen versiegelten Brief an den Major, mit dem Auftrage, denselben, noch ehe dieser zur Königin geht, zu übergeben. Sie vollzieht den Befehl, und Bury findet in dem Briefe die feyerliche Zustimmung des Ministers zu seiner Verbindung mit Emma. Die Liebenden verständigen sich über die Mißverständnisse, die sie einen Augenblick getrennt; sie eilen, dem Gebote gemäß, zur Vermählung, und erscheinen vor der erzürnten Königin als getrautes Paar. Ihr Zorn lodert auf, alle, auch der alte Minister, sollen ihre Rache fühlen, allein dieser weiß in einer geheimen Unterredung auf ihr besseres Gefühl zu wirken, indem er sie an ihre Pflichten, an ihr Land, an ihren Vater und die langen Dienste, die er selbst ihr wie jenem geleistet, erinnert. Gerührt weicht sie seiner Überredung, der einst geliebte Hünfling wird zum Gesandten nach Dänemark und der treue Minister zum Großkanzler des Reichs ernannt.

Es ergibt sich aus der vorstehenden Inhaltsanzeige, daß wir es hier mit einem rein historischen Stoffe zu thun haben, indem der Name und das Leben der berühmten Tochter Gustav Adolphs ein viel zu merkwürdiges Eigenthum der Geschichte geworden sind, um zu einer willkürlich erfundenen und zugestuzten Theateranedote verbraucht zu werden. Auch hat der Verfasser sich eine solche Freyheit nicht geradezu genommen, sondern ist, freylich mit lächt französischen Modificationen und Zusätzen, doch der Hauptsache nach, dem Vorbilde des königlichen Sängers, Gustavs des Dritten, gefolgt. Die Geschichte nemlich der ersten Liebe Christines ist uns aufbewahrt in dem von König Gustav verfaßten Drama: Drottning Christina, wie dasselbe in der von dem Dichter Kellgren geleiteten und bearbeiteten Sammlung der Werke Gustavs, im Original, wie in der vom Könige selbst herrührenden französischen Gestalt, in den *oeuvres complètes de Gustave III.* zu finden ist. Ob der französische Verfasser seinem Vorbilde getreu blieb, oder nicht, kann uns im Grunde genommen ziemlich gleichgültig seyn, da er seine Arbeit nicht für die Nachbildung eines Originals ausgibt; unbegreiflich aber bleibt auf jeden Fall die Willkür, mit welcher er nicht allein die Namen, sondern, was noch viel wichtiger ist, die Charaktere der weltbekannten historischen Personen, die in dieser Handlung auftreten, verändert hat, vielleicht nur um seinen ganz eigenmächtig gewählten, nur auf Theaterwirkung berechneten Titel zu rechtfertigen. So ist aus dem jungen de la Gardie, dem ersten des noch heute blühenden Geschlechtes der Grafen de la Gardie, ein Friedrich von Bury, aus dem Freunde und Rathgeber des herrlichen Gustav Adolph, dem unsterblichen Orenstierna, dem größten Staatsmanne und überhaupt einem der größten Männer seines Jahrhunderts, ein poloniusartiger, halb spaßiger, halb ernsthafter Hofmann Namens Rankau geworden, der die Launen seiner eigenwilligen Gebieterin mit kurzweiliger Naivität erwidert, und dessen aufgeblasene Beschränktheit zu Anfang des Stückes und durch den ganzen ersten Act gar feltam mit dem Ernst und der Würde contrastirt, durch welche er am Schlusse einen so mächtigen Eindruck auf das Gemüth der Königin macht. Von dem großen Kanzler Urel wäre das letztere freylich sehr natürlich gewesen, da Christine, die ihren Vater verlor, als sie vier Jahre alt war, mit wahrhaft kindlicher Liebe an seinem Freunde und ihrem Erzieher hing, und erst bey weitem später seiner Leitung und seinen Lehren sich entzog. Überhaupt sind in dem ganzen Stücke alle geschichtlichen Daten, der Friede mit Dänemark, die Bitten des Reichstags um ihre Vermählung, ihr Ver-

hältniß mit jenem Günstling, um mehrere Jahre zurückgestellt, lediglich um für die Bühne eine recht dankbare Effectrolle in dem Charakter einer sechzehnjährigen Königin zu gewinnen, die noch neu in dem ungewohnten Elemente des Herrschens, sich zwanglos allen Launen eines frühreifen männlichen Geistes und der jugendlichen Leidenschaftlichkeit hingibt. Je scharfsinniger und glücklicher nun alle diese Widersprüche, diese grillenhaften Eingebungen des Augenblickes von der Darstellerin aufgefaßt, und mit der Würde einer früh sich fühlenden Herrscherseele verschmolzen worden, desto leichter wird man die sonstigen Mängel des Stückes übersehen, und sich in der einzigen, freylich höchst dankbaren Paraderolle über die Vernachlässigung der übrigen, wie über die Mißhandlung der Geschichte trösten. Nur könnten, ganz abgesehen von der Verfälschung einer großen historischen Erinnerung, um wenigstens Einheit in den Charakter zu bringen, aus der Rolle des Ministers mehrere Einzelheiten getilgt werden, die mit der Stellung des Mannes in zu großem Mißklange stehen, um nicht verlegend, und für den ernsten, beynabe großartigen Schluss fördernd zu wirken. Eben so ist die Parthie des Kammerherrn von Nörborg für die Entwicklung der Sache höchst überflüssig, und als lustige Person, als aufpuhende Nebensache, doch offenbar zu unwirksam, zu unergötlich gehalten. Die Übersetzung ist, wie wir aus ein paar Stellen, die einen metrischen Anklang haben, vermuthen, in Versen geschrieben, sonst aber, wenigstens für die Darstellung, mit Geschick und Sachkenntniß behandelt. Das Stück hatte sich einer höchst beyfälligen Aufnahme zu erfreuen, wie es denn auch, nach den Berichten der auswärtigen Blätter, seit längerer Zeit ein Repertoirestück fast aller deutschen Bühnen gewesen ist. — Die recht gelungene Darstellung trug zu diesem glänzenden Erfolge das übrige, wo nicht das meiste, bey. Es versteht sich beynabe von selbst, daß das Interesse des Ganzen in der Person der jungen Königin concentrirt ist, und daß die Art, wie diese Rolle gegeben wird, über das Schicksal des Stückes entscheiden muß. Die Pecher hat sich ohne Zweifel sehr viele Mühe gegeben, das Ganze wie das Einzelne ihrer Aufgabe aufzufassen und zusammenzuhalten. Auch gelang das meiste vollkommen, ja mehrere Stellen überraschten durch die Eigenthümlichkeit und Originalität der Beschreibung, die ungemeyne Lieblichkeit der äußern Erscheinung vollendete den Eindruck ihr frey und geistreich sich bewegendes Spiel hervorbrachte, und es blieb bey der wahrhaft gelungenen Leistung selbst dem strengsten Beurtheiler nichts zu wünschen übrig, als das Unterlassen jener gewöhnlichen Theaterfitt, nach jeder effectvollen, eigens vorbereiteten Stelle einzuhalten und durch einen Gang über die Bühne das Zeichen zum hieher gehörigen Applaus zu geben. Eine so gute Darstellung, wie die heutige, bedarf eines solchen Zwangmittels nicht, um ihre Anerkennung zu finden. Hr. Anschütz als Graf Rankau, hatte eine äußerst schwierige Aufgabe, und in keinem Fall liegt die Schuld an ihm, wenn er in dem ersten Acte und dem Anfang des zweyten nicht so wirkte, wie man es von ihm gewohnt ist. Desto vollgültiger trat sein herrliches Talent am Schlusse hervor, und die letzte Scene mit der Königin, wo er ihr das von Gustav Adolph empfangene Ehrenzeichen überliefert, reichte sich an die trefflichen Leistungen an, die so oft das Publicum der Hofbühne entzückt haben. Die Pistor als Emma, hatte keine große und auch keine dankbare Parthie, doch wußte ihr sanftes, gefühlvolles Wesen auch dieser kleinen Rolle Interesse zu verleihen. — Ein schönes Bild offener, kräftiger Jugendlichkeit stellte Hr. Fichtner in seinem Friedrich von Bury dar. Sein angeborener Anstand macht ihn für Rollen dieser Gattung besonders geeignet, und sein Fleiß weiß ihnen stets Gehalt und Stoff zu geben. Der etwas fade und lustige Kammerherr von Nörborg fand an Hrn. Herzfeld einen passenden und wirksamen Darsteller.

(Mit Nr. 15 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.